

Leseprobe aus:

**Alexander Görsdorf**

# Taube Nuss

ALEXANDER GÖRSDORF  
**TAUBE NUSS**  
NICHTGEHÖRTE AUS DEM LEBEN  
EINES SCHWERHÖRIGEN



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Alexander Görsdorf

# TAUBE NUSS

NICHTGEHÖRTES AUS DEM LEBEN  
EINES SCHWERHÖRIGEN

Rowohlt Polaris

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, September 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

(Abbildung: Timo Schlosser/[www.ink-a-zoid.com](http://www.ink-a-zoid.com))

Satz Hollander PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 61600 6

# **INHALT**

## **DIE ANDERE GESCHICHTE**

9

## **KINDERSPIELE**

23

## **KOPFHÖRER AUF**

30

## **BADEN GEHEN**

34

## **KUSCHELN MIT PFIFF**

41

## **DIE BEIGE BEDROHUNG**

46

## **SÜSSER SCHLAF**

49

## **STILLE UND ICH**

56

## **ZAHLEN LERNEN**

60

**DAS BEUTESCHEMA**

65

**DER PARTYSCHRECK**

68

**CASANOVA WIDER WILLEN**

74

**DAS LANG ERWARTETE PAKET**

79

**VERSENKT**

83

**DAS TREIBEN DER ANDEREN**

89

**VORM SUPERMARKT SIND ALLE GLEICH**

93

**GUT ZU FUSS**

98

**DIE NACHTGESTALT**

102

**DAS CAFÉ MIT DER PALME**

105

**ROMANZE AUS DER ERSTEN REIHE**

109

**NUR DIE STERNE AM FIRMAMENT**

118

**BEFRAGUNG IN DER BOTSCHAFT**

123

**DAS UNSCHULDIGE ANGEBOT**

129

**NÄCHSTES MAL ERBSPÜREE**

134

**LOB DER GLASTÜR**

136

**PUNKROCKSICHER**

140

**DER SICHERHEITSFALLSCHIRM**

143

---

**DAS ELEKTRISCHE OHR**

*– Ein Tagebuch*

145

---

**EIN TOLLES TEAM**

202

**DER SCHWERHÖRIGE FREQUENT FLYER**

208

**NICHT ZU BREMSEN**

211

**DER IM GLASHAUS SITZT**

214

**HIGH NOON**

215

**DER ANRUF**

223

**SPIEL, SATZ UND ...**

227

**DIE FREUDEN DER DÄMPFUNG**

231

**JAHRESENDFIGUR MIT BÖLLERN**

235

**DER WICHTIGSTE MANN IM RAUM**

237

**FRAU IN FÜHRUNG**

241

**DER SILBERLÖFFEL IM MUND**

243

**WER MICH BELEIDIGT, ENTSCHEIDE IMMER NOCH ICH**

247

**AKTIONSWOCHEN**

249

**DANKSAGUNG**

253

## DIE ANDERE GESCHICHTE

**M**ögen Sie Sex mit verbundenen Augen? Zumindest schließen Sie sie doch manchmal, nicht wahr? Verständlich, denn das hat was. Komischerweise. Nicht zu sehen macht das Erleben direkter und unmittelbarer.

Wie anders aber, wenn's um die Ohren geht. Sex mit Ohrstöpseln ist kein Vergnügen. Ich habe da Erfahrung. Denn Hörgeräte stören beim Sex. Sie drücken, pfeifen dazwischen oder fallen in den unpassendsten Momenten herunter. Eine Brille nimmt man schließlich auch meist vorher ab, oder?

Wichtiger aber: Wenn ich es ohne Ton tue, fühle ich mich allein. Ich weiß dann nicht, woran ich bin. Erst durch all die kleinen und großen Laute, die Seufzer meiner Liebsten, wird mir das Ganze zum Liebesspiel. Nur dann sind wir wirklich zu zweit und ich fühle: Wir tun's miteinander! Gut für die Erregung, finde ich. Ohne Ton dagegen ist meine Partnerin für mich einfach nicht so ganz da. Mitten in der Nacht mit Begehren geweckt, tasten andere vielleicht zuerst nach Kondomen oder ihrem Lieblingsspielzeug. Ich taste nach wenigstens einem Hörgerät.

Ich bin Alexander, und ich bin schwerhörig. Normalerweise würde ich mich nie so vorstellen. Zu sehr klingt mir das wie bei den Anonymen Alkoholikern. Außerdem ist es eine Vorstellung, auf die niemand «Oh, wie interessant!» antwortet. Kein Vergleich etwa zu: «Ich bin Glasbläser aus New York.» «Und ich bin schwerhörig» jedenfalls erklärt

rein gar nichts, es macht nicht neugierig. Schlimmer noch: Ob Meeting oder Dachterrassenparty – mit diesem Satz haftet mir ein Makel an. Er sagt: Hier wird etwas nicht so locker. Hier gibt es Probleme. Da ist Schwerhörigkeit wie ein übler Geruch. Kaum jemand ergreift direkt die Flucht. Aber die meisten Leute entscheiden recht schnell, dass sie nicht ganz so dringend weiter mit mir zu tun haben müssen. Und seilen sich bei nächster Gelegenheit wieder ab. Das ist nur dann anders, wenn es eine besondere Motivation gibt, sich mit mir zu beschäftigen: sei es, dass wir zusammenarbeiten oder dass wir schon seit ein paar Jahren im gleichen Sportverein sind und so bald keiner von uns austreten wird; dass ich einfach unwiderstehlich attraktiv aussehe oder dass ich wichtige Informationen habe oder helfen kann.

Ich habe also Gründe, die Schwerhörigkeit nicht gleich aufs Tapet zu bringen. Zu unspektakulär ist das Leben mit schlechtem Ton. Zu unsouverän habe ich meine Schwierigkeiten gemeistert. Entsprechend hatte ich bisher Besseres zu tun, als meinen Mitmenschen bei erstbestener Gelegenheit mitzuteilen, dass ich schwerhörig bin. Ich musste erst an dieser Einstellung zerbrechen, um zu erkennen, wie bescheuert sie ist. Das war vor vier Jahren. Und eigentlich war ich damals gerade der Meinung, es geschafft zu haben.

Obwohl ich von Kindesbeinen an schlecht und immer schlechter hörte, hatte ich irgendwie den Gipfel der wissenschaftlichen Welt erreicht – oder zumindest den Ort, den viele dafür halten. Ich arbeitete an der Harvard-Universität in den USA an meiner Promotion. Dass in der Wissenschaft nachdenkliches Lesen und Schreiben das Wichtigste ist, und nicht etwa auf Zuruf Reagieren oder Telefonieren, war mir sehr entgegengekommen.

In Harvard wimmelt es von Helden, Vorbildern und solchen, die es werden wollen. Selbst so bedeutende Persönlichkeiten wie der Generalsekretär der Vereinten Nationen sind dort ziemlich schnell nur noch Verkehrshindernis. Es kommen einfach zu viele dieser Figuren aus internationalen Organisationen vorbei. Dazu beeindruckende Frauen und Männer aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft aller Herren Länder – ich kam schließlich gar nicht mehr hinterher mit den Einladungen, die sich in meinem Postfach stapelten. Das Ganze endete regelmäßig so, dass ich mich wunderte, warum denn jetzt schon wieder der Weg in die Cafeteria oder zur Toilette von freundlichen, aber bestimmten Polizisten versperrt oder Ausgänge stundenlang verschlossen waren, sodass ich nur durch verschachtelte Umwege durchs Kellergeschoss ins Freie kam. Falls überhaupt. Manches Mal blieb ich auch einfach bis spätnachts in der Bibliothek, bis der hohe Besuch wieder abgereist war. An diesem eigentümlichen Ort saß ich also und ließ mir nichts anmerken. Dachte ich zumindest. Statt mit weltbewegenden Fragen war ich eigentlich nur damit beschäftigt, in Gesellschaft nicht unangenehm aufzufallen – statt mit Heldentaten und Beziehungenknüpfen schlug ich mich mit Dingen herum, die für andere weniger als selbstverständlich waren. Oder wie genau soll man es nennen, wenn man es trotz guter Sprachkenntnisse und ausreichend Geld noch nicht einmal fertigbringt, ein Sandwich zu bestellen?

Die Wende kam, als Barack Obama gerade Präsident geworden war. Eine berauschende Zeit. Am Abend des Wahlsiegs tanzten die Leute in Cambridge an fast jeder Straßenkreuzung. Es schien wie eine Zeitenwende: Seht her, hieß es. Ein Schwarzer ist Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Obama war für unglaublich viele Menschen ein

Held. Ich dagegen war ganz und gar kein Held. Gleich am folgenden Tag ging ich in die Mitte eines großen Saales und stellte einem berühmten Gast vor 500 Zuhörern eine Frage. Es stellte sich heraus, dass sie gerade eben und genau so schon von einem anderen Studenten gestellt und von dem Wissenschaftler beantwortet worden war. Abends dann stahl ich mich genau in dem Moment von einer Party davon, als die anderen anfangen, miteinander in Schwung zu kommen. Zuvor hatte ich drei Stunden lang vergeblich versucht, mich zu unterhalten. Und als ich mich auf dem Nachhauseweg mit einem Sandwich trösten wollte, bekam ich eins, das ich nicht mochte, aber zweifellos bestellt hatte, indem ich auf die falsche Frage «ja» geantwortet hatte.

Wählen können – für die meisten Menschen ist das ein Grund zur Freude, eine Chance. Für mich dagegen waren Wahlmöglichkeiten zuerst einmal eine Chance zum Scheitern. Ich hatte mich extra am Schalter mit der hübschen Sandwichverkäuferin angestellt, auf diese Weise würde ich nach der äußerst misslungenen Party wenigstens noch mit einer schönen Frau gesprochen haben. Ich hatte ihr alles gesagt, was gesagt werden musste. Ich hatte ihr zugezwinkert, die Frage nach der Brotsorte beantwortet und zu verstehen gegeben, dass ich Hähnchen mariniert wünschte, dazu italienische Soße. Trotzdem passierte nichts. Statt sich wie erwartet ans Zusammenstellen meines Sandwichs zu machen, blickte die Verkäuferin mich weiterhin aus schönen dunklen Augen an und zog erwartungsvoll die Brauen hoch. Ganz als habe sich irgendwo der Hauptrechner aufgehängt, des Universums oder zumindest dieses Schnellrestaurants. Dieses Einfrieren der Handlung und das Gefühl, ungewollt, aber gut beleuchtet in der Mitte des Raumes zu

stehen, begleitete mich seit meiner Kindheit. Inzwischen erkannte ich daran, dass man mich etwas gefragt hatte und nun auf meine Antwort wartete. Es musste noch eine Wahlmöglichkeit geben. Irgendeine Entscheidung war gefordert, ohne würde ich hier nichts bekommen. Denn egal, was man in den USA bestellte, zuerst kamen Rückfragen: Steak rare, medium rare, medium oder well done? Kaffee normal, groß oder übergroß? Milch zum Kaffee vollfett, zwei Prozent, mager, halb und halb oder laktosefrei? Brot zum Sandwich Roggen, Sauerteig, Baguette, Vollkorn, Pumpnickel oder Rosine? Soße? So ging das endlos weiter.

«I'm sorry», sagte ich ins Blaue hinein. «Was hast du gesagt? Ich hab's nicht ganz mitbekommen.»

«Du mnamaorambargh oder waran?»

«Das Erste ... war – was noch mal?»

«Mnamaorambargh. Oder waran.»

Mir wurde bewusst, dass sich hinter mir eine Schlange gebildet hatte. Ich versuchte, die Situation zu wenden, indem ich nachdenklich schaute: «Was würdest du denn empfehlen?»

Die Verkäuferin wirkte kurz irritiert. Ich hoffte nur, sie würde sich nicht doof angemacht fühlen. Schließlich sagte sie: «Ich? Ich mnamaorambargh.»

«Ah», sagte ich und spürte die zunehmend ungeduldigen Blicke im Nacken. «Nehme ich. Das klingt gut!»

Wohl selten hat jemand unter Darstellung von so viel Enthusiasmus genau das Falsche bestellt. Zum Missvergnügen der Verkäuferin, die mich irritiert anschaute, als ich gleich darauf und ohne sie auch nur zu probieren, alle 47 Selleriestreifen mit einer Gabel wieder aus der Soße herausfischte. Und sie dabei anlächelte, weil mir nichts Eleganteres einfiel. Denn Schwerhörigkeit sieht man nicht.

Dass man Hörgeräte weithin sieht, denken nur ihre jeweiligen Träger. Ich wirkte an jenem Abend wie jemand, der nicht weiß, was er will, oder der sich mit der Sandwichverkäuferin einen mäßig witzigen Scherz erlaubt. Mit Schwerhörigkeit hat man das Glück, gleichzeitig dumm, arrogant und oft genug noch nicht ganz nüchtern zu wirken. «Wie bitte?» gefragt hat wohl jeder schon einmal. Wer aber regelmäßig nichts versteht, wird leicht für dumm gehalten. Wer auf leise Andeutungen oder Ansprache nicht reagiert, für arrogant. Und wer einer Gruppe Freunden über den Weg läuft, im Gespräch dann häufiger nachfragt und doch meist nicht wirklich Passendes antwortet, kann sich freuen, wenn es nachts ist und er nur für bekifft gehalten wird.

Dabei hatte ich die Monate zuvor fleißig trainiert: Ich hatte versucht, Verständnisprobleme durch Können auszugleichen, und begonnen, alle Wahlmöglichkeiten und die Reihenfolge, in der sie abgefragt werden, auswendig zu lernen. Denn, so dachte ich mir, wenn ich nur alle Optionen gleich bei der Bestellung herunterrasseln könnte, würde ich keine Fragen mehr verstehen müssen. Und wenn ich wenigstens die allermeisten der Alternativen wüsste, die mir am Bestellschalter vorgeschlagen und abgefragt werden könnten, hätte ich auch in der Klangkulisse eines Schnellrestaurants, einer Bäckerei oder eines Coffee-Shops eine Chance. Dann bräuchte ich nicht mehr zu verstehen, sondern nur noch nicht zu vergessen. Mit dieser Strategie war ich auch eine ganze Weile gut gefahren. Mit der Zeit jedoch wurden die Nachteile deutlich. Jeder Laden hatte seine eigenen Varianten und Reihenfolgen von Optionen. Ich hätte Notizbücher führen und immer dabei haben müssen, persönliche Gebrauchsanweisungen für die Bestellung, die Läden am

besten alphabetisch sortiert, damit ich nicht lange herum-suchen müsste. Wer weiß, vielleicht hätte sich sogar eine Chance auf Zweitverwertung in Reise- und Sprachführern geboten. Damals war mir das jedoch alles zu umständlich und ich wollte ja auch möglichst wenig auffallen. In jedem Laden erst einmal das Büchlein herauszuholen und den vorbereiteten Leitfaden abzulesen, kam mir nicht in den Sinn. Ich war stolz darauf, dass ich Englisch konnte, also wollte ich mich nicht wieder wie ein unbedarfter Tourist benehmen müssen.

Stattdessen lief es so: Wo ich nur einmal unfallfrei einen Kaffee bestellt hatte, wurde ich allein darum gleich Stammkunde. Und ich freute mich, wenn ich in allen Städten die immer gleichen Ketten sah. Denn sobald ich deren System einmal auswendig gelernt hatte, konnte ich auch an fremden Orten mit sicherem Gefühl bestellen – wobei «fremd» hier eben schon den Nachbarort bedeuten konnte oder das Kaffeehaus zwei Straßen weiter. Aus dem gleichen Grund zog ich regelmäßig das anonyme Kaufhaus der Boutique und den Supermarkt dem Delikatessengeschäft vor. Verkäuferinteraktionsvermeidung als Prinzip. Es gab auch regelmäßig Überraschungen, bei denen ich dann unter «vielmals Entschuldigung» zurückrudern musste – wie ein paar Wochen zuvor, als die Kassiererin mich munter tippend nach Name und Geburtstag fragte und mir klar wurde, dass ich unabsichtlich die Goldrabatt-Karte geordert und sie das Formular schon halb ausgefüllt hatte. Und ich muss zugeben: Manchmal war ich auch einfach selbst schuld, weil ich nicht mehr zuhörte und statt mit den Leuten vor Ort nur noch mit dem Skript in meinem Kopf interagierte. Auf diese Weise war ich bereits stolzer Besitzer mehrerer logoverzierter Plastikschlüsselanhänger und sogar eines Babyätzchens

geworden. Werbegeschenke, da ich mich versehentlich als Fan der Red Sox, des örtlichen Baseball-Teams, und als werdender Vater zu erkennen gegeben hatte. Denn im Zweifelsfall nickte ich freundlich.

Was ich an jenem Abend im Sandwichladen außerdem lernte: Amerikanische Kaffeeläden waren etwas für Anfänger. Selbst die größten unter ihnen kamen nicht auf mehr als eine Handvoll Varianten. Man musste zwar ein paar exotische Begriffe kennen (wem war schon vor zehn Jahren «venti» geläufig?), aber das war schnell geschafft. Wahre Meisterschaft dagegen zeigte sich, wenn es um das Jonglieren mit Brotsorten, Soßenvariationen und Belagoptionen ging. Während ich also noch in meinen Selleriestreifen wühlte, öffnete sich die Tür und ein fröhliches Pärchen kam herein, beide mit dem bekannten Obama-T-Shirt. «Hope» stand darauf, Hoffnung. Der Gedanke an Obama, die Chancen von Harvard und all das, womit ich meine Zeit stattdessen so zubrachte, machten mir nur umso schmerzlicher die mangelnde eigene Grandiosität bewusst.

Ich hatte das Gehör fast vollständig verloren. Hörgeräte, sowieso keine Wunderdinge, halfen nicht mehr. Mit anderen Menschen konnte ich mich nur noch zu zweit und nur in absoluter Stille unterhalten. Nicht im Auto, nicht auf der Straße, nicht im Café. Keine Musik durfte unser Reden untermalen, kein Geräusch durfte es stören. Von Gesprächen am Telefon konnte ich nur noch träumen. Ich liebe gesellige Abendessen und Partys, aber wenn mehr als drei Leute am Tisch saßen, war es nur eine Frage der Zeit, bis ich mich selbst unter Freunden einsam fühlte. Ich war fast immer physisch anwesend, doch im Gespräch nie ganz da. Von außen wirkt Schwerhörigkeit wie Demenz. Nicht die beste Voraussetzung, um angenehm aufzufallen. Ich

verstand meine Mitbewohnerin kaum, und wenn sie ihre Freunde einlud, saß ich hilflos herum, während sie sich unterhielten. Selbst zu Einstands- oder Netzwerktreffen, die explizit zum Kennenlernen gedacht waren, traute ich mich nur mit meinem Bürokollegen, neben dem ich dann den ganzen Abend herumstand wie sein persönlicher Assistent. Ich wich ihm nicht von der Seite, und wenn er sich dann doch einmal entfernte, um mit anderen Leuten zu reden, erstarrte ich vor Angst. Ich traute mich nicht, jemanden anzusprechen, weil ich aus Erfahrung wusste, dass ich die Antwort nicht würde verstehen können. Sprach mich im allgemeinen Geplauder doch mal jemand an, wurde alles nur noch schlimmer. Um nicht alleine herumzustehen, versteckte ich mich regelmäßig auf der Toilette.

Ich stellte mir einen schwerhörigen Obama vor. Dass Politiker nicht auf die Fragen antworten, die ihnen gestellt werden, ist man gewohnt. Doch ein Obama, der im TV-Duell auf die Mitteilung, die Frau seines Herausforderers sei gestorben, antwortet, er freue sich, das sei wirklich ein Glücksfall für den Mann? Ein Obama, der seinen Gesprächspartnern fast bei jedem Satz ins Wort fällt? Weil er nicht gleich bemerkt, dass sie schon zu sprechen begonnen haben, den Atemzug nicht hört, der signalisiert, dass sie weiterreden wollen, und auch nicht die leisen «Ähems», mit denen sie ihn zu bremsen versuchen. Ein Obama, der bei lustigen Scherzen nicht lacht und bei einem mäßig witzigen als sei das der beste Witz seit 100 Jahren? Einfach weil es der einzige ist, den er verstanden hat und nicht als humorlos gelten möchte. Ein Obama, der aufgrund seiner starken Schwerhörigkeit eine so eigenartig-schlurridge Aussprache hat, dass man denkt, er sei besoffen? Weil er die Konsonanten, die er selber spricht, schlicht und einfach nicht hört

und darum nicht merkt, dass er sie verschluckt. Oder ein Obama, der die einfachsten Fragen nicht beantworten, die kleinsten Aufgaben nicht lösen kann und dabei gleichbleibend freundlich lächelt? Ein solcher Obama wäre sicher nicht einmal bis zu den Vorwahlen gekommen.

Wo sollte ich meine Vorbilder finden? Schwerhörige Helden sind selten. Auch in Literatur und Film sind Schwerhörige fast ausnahmslos komische oder schrullige Nebenfiguren, vielleicht noch Opfer von Unfällen. Und selbst wenn ich Superkräfte hätte – wer schlecht hört, hört in genau dem Moment auf, ein Held zu sein. Es ist wohl kein Zufall, dass Superman nicht nur fliegen kann, schnell, stark und nahezu unverwundbar ist, sondern auch, und ohne dass davon allzu viel Aufhebens gemacht wird, noch den Superblick und das Supergehör hat. Ohne die Supersinne wäre wohl schon Supermans erster Flug ziemlich schnell geendet – weil er Lois nicht gehört hätte und falsch abgebogen wäre. Kein Wunder also, dachte ich, dass ich in Harvard allein blieb, es nicht schaffte, Bekanntschaften zu schließen und obendrein keine Ahnung mehr hatte, wie es eigentlich beruflich weitergehen sollte. Meine Tage bestanden aus stummem Dabeistehen und stoischem Lächeln, vorzeitigen Abgängen, Gar-nicht-erst-Hingehen und abstrusen Reparaturaktionen für Dinge, die falsch gelaufen waren. Der Beweis lag in Form von Selleriestreifen vor mir auf dem Teller. Es fühlte sich nicht an, als lebte ich mein Leben. Wo war *ich* da noch vor lauter Hörproblemen?

Was ich merkte, war: Etwas lief sehr schief in meinem Leben. Doch der große Geistesblitz blieb aus. Ich wusste nicht, wie ich es angehen, was ich ändern sollte. Die meisten Ratschläge, die man als Mensch mit eingeschränkter Audio bekommt, funktionieren nicht. Ermunterungen wie «Steh

doch dazu, sag doch einfach, wenn du nicht verstanden hast und frag nach!» helfen nicht, wenn man nie anderes als Lückentext hört. Und nicht einmal wüsste, wonach man fragen soll. Wer zu oft scheitert, traut sich bald selbst nichts mehr zu. An diesem Punkt war ich gerade angelangt. Ich ging in dieser Nacht nur noch möglichst schnell schlafen. Wie viele andere Nächte zuvor auch.

Was mir nicht einfiel, war: dass ich die Geschichte auch anders erzählen könnte. Dass es zwischen «Ich bin Alexander, und ich bin schwerhörig» und Schweigen noch etwas geben könnte. Ziemlich viel sogar. Schon länger hatte ich interessiert Blogs gelesen, und eigentlich hatte ich selbst über den Besuch in Harvard schreiben wollen. Ich wollte erzählen, wie die Ausbildung an einer der besten Universitäten der Welt funktioniert und was dort im Verborgenen vor sich geht, über Elitenwahnsinn und Wahnsinnseliten. Ich hatte dann aber so viel mit mir selbst und meinem schwindenden Hörvermögen zu tun, dass dieser Plan schnell im Sande verlief: Ich hörte und verstand ja gar nicht, was sie zueinander sagten, oder auch zu mir. Als ich mich darüber bei einer Freundin beklagte, ermunterte sie mich, doch genau darüber zu schreiben. «Schwerhörigkeit ist dein Thema», sagte sie. Mir gefiel das gar nicht, schließlich wollte ich viel lieber das Problem zum Verschwinden bringen – oder zumindest einfach wegsehen. Außerdem fand ich das Thema zu uncool und zu bleiern als dass ich mir hätte vorstellen können, darüber mehr als ein oder zwei lustige Anekdoten zu schreiben. Eine Woche nach der Nacht im Sandwichladen tat ich es dann aber doch.

Beim Stöbern im Internet war ich auf das sogenannte «Heiligenstädter Testament» gestoßen, ein Brief, den Ludwig van Beethoven 1802 an seine Brüder geschrieben hatte.

Mir stockte beim Lesen der Atem. Als Beethoven mit etwas über 30 Jahren – also im selben Alter wie ich – taub wurde, zerriss es ihn innerlich. Sechs Jahre hatte er seine zunehmende Taubheit geheim gehalten und gehofft, er könne geheilt werden. Er traute sich nicht zuzugeben, dass ihm der Gehörsinn abhandengekommen war, der einst vollkommen gewesen war und den jedermann von ihm, dem genialen Komponisten, erwartete. Beethoven beschrieb seine brennende Angst, seine Angespanntheit, das Zurückweichen vor den Menschen, sogar seinen Freunden – er vereinsamte trotz eines eigentlich lebhaften Wesens. Ich hatte das Gefühl, er schreibe über mich. Hätte Beethoven sich nicht der Musik verpflichtet gefühlt, er hätte sich umgebracht. «Und so», schreibt er, «fristete ich dieses elende Leben – wahrhaft elend.» All die vielen peinlichen Erlebnisse der letzten Jahre hatten es nicht geschafft. Ich hatte mir einfach jedes Mal ein noch etwas dickeres Fell zugelegt und weitergemacht. Dieser Brief dagegen schaffte es. In Beethovens Verzweiflung über das langsame Ertauben erkannte ich so viel von mir, in seiner Resignation aber – Leben als bloße Pflichterfüllung – mochte ich mich nicht wiederfinden. Dieses Testament war mein Weckruf.

Zwei Tage später schrieb ich den ersten Eintrag in einem Blog, dem ich den Namen «Not quite like Beethoven» gegeben hatte, nicht ganz wie Beethoven. Der Name war Programm. Ich beschloss, dass Schwerhörigkeit keineswegs Einsamkeit, Depression und Erfolglosigkeit bedeuten müsse. Ist doch auch klar, allein das Flotthören garantiert einem ja auch noch kein glückliches Leben. Statt über das, was ich nicht hören konnte, schrieb ich über das, was ich wahrnahm. Statt auf das, was ich nicht schaffte, lenkte ich den Blick auf das, was ich schaffte. Ich schrieb Geschichten aus

der Welt mit schlechtem Ton, ich schrieb über Unhörbares, Unerhörtes und Nicht-Gehörtes.

Es ist doch so: Um das zu erleben, was ich erlebe, müssten Flotthörige Agenten werden, mit schwieriger Mission in fremden Ländern, mit unbekanntem Gebräuchen und unverständlichen Sprachen. Dort müssten sie dann mit der Bevölkerung interagieren und versuchen, ihre Aufträge diskret und ohne aufzufallen über die Bühne zu bringen. Der Unterschied ist nur: Sie würden Gebräuche und Sprache irgendwann lernen und sich einfügen. Oder sie erreichen ihr Ziel und kehren zurück nach Hause, wo im Alltag normalerweise alles glattläuft und erst etwas schiefgehen muss, damit die Routine zerbricht. Nicht so beim Leben mit schlechtem Ton. Schwerhörigkeit ist permanent Sand im Getriebe des Alltags. Kein Wunder, dass Schwerhörigkeit als unsexy gilt, als Karrierekiller, und dass sie weder von der Gesellschaft noch von denen, die sie haben, gut angesehen ist. Ich dagegen schaute ganz genau hin. Ich hatte eine Menge Geschichten zu erzählen. Denn Schwerhörigkeit verschafft ihrem Besitzer Merkwürdigkeiten und Absurdes im Abonnement. Mit der Zeit merkte ich, dass man es als taube Nuss schon faustdick hinter den Ohren haben muss, um im Alltag zu bestehen. Ein Fingerbreit Hörtechnik reicht da bei weitem nicht aus. Man muss seine Marotten kultivieren. Und öfters seine Mitmenschen irritieren. Langsam, ganz langsam merkte ich: Das hatte ich mein ganzes Leben lang getan.

Als ich in Harvard ankam, dachte ich, ich hätte es schon geschafft. Aber in Wahrheit ging die Suche damals erst richtig los, nach dem guten Leben bei schlechtem Ton. Nach langem Zweifeln entschied ich schließlich, mir ein elektrisches Ohr einsetzen zu lassen. Ich begann, wieder verstärkt

die Ohren zu spitzen. Das war eine der wichtigsten Entscheidungen, die ich je traf – sie bescherte mir mindestens genauso fremdartige Erlebnisse wie der umgekehrte Weg in die Taubheit. Und doch war sie auch nur eine weitere Station auf dem Weg.